

Martin Freund

Eine Bagatelle

Kriminalroman

© 2013 AAVAA Verlag

Alle Rechte vorbehalten

1. Auflage 2013

Umschlaggestaltung: AAVAA Verlag

Coverbild: Fotolia, 22372364 - Rusty padlock on wooden door© pitrs

Printed in Germany

Taschenbuch: ISBN 978-3-8459-0910-3

Großdruck: ISBN 978-3-8459-0911-

eBook epub: ISBN 978-3-8459-0912-

eBook PDF: ISBN 978-3-8459-0913

Sonderdruck: Mini-Buch ohne ISBN

AAVAA Verlag, Hohen Neuendorf, bei Berlin

www.aavaa-verlag.com

Alle Personen und Namen innerhalb dieses Buches sind frei erfunden.

Ähnlichkeiten mit lebenden Personen sind zufällig und nicht beabsichtigt.

Für Biba, Cinzia und Horst –
ohne Euch wäre es nicht dieser Roman geworden

Teil 1

Kapitel 1

Leise flucht Franz Bergner vor sich hin. Als wäre es nicht unangenehm genug, dass die Straße von Kilometer zu Kilometer schmaler und kurvenreicher wird, nein, zu allem Überfluss kommt innerhalb weniger Minuten schier undurchdringlicher Nebel auf. Immer wieder zuckt sein Kopf vor den unvermittelt aus dem Nichts entstehenden Fratzen zurück. Es sind Dämonen und Gestalten aus Nebel und Schatten, die den Wagen verfolgen und begleiten, Gesichter aus der Vergangenheit, die vor seinen Augen auftauchen. Erinnerungen, die nie begraben werden konnten und Geschehnisse, die ihre Narben in ihm hinterlassen hatten. Draußen, in der Welt jenseits der Fensterscheibe, tobt ein stummer Krieg, Spiegelbild dessen, was sich in Bergners Kopf abspielt. Er beugt sich weit nach vorne über das Lenkrad, während unsichtbare Ameisen, seine ständigen Begleiter, an seiner Wirbelsäule auf und ab zu laufen beginnen.

Es war an einem kalten Februarsamstag gewesen, als er und Alexandra sich kennengelernt hatten. Wie viel zu oft war er missmutig und ohne rechtes Ziel durch die Stadt geirrt, immer auf der Suche, von der er nicht wirklich wusste, wem oder was sie galt. Und Alex? Weshwegen war sie ausgerechnet an dem Tag unterwegs gewesen? Warum hatte sie genau in dem Moment zu ihm herübergesehen, als ihre Blicke sich unweigerlich kreuzen mussten?

Ganz zufällig trafen sie sich kurz darauf in einem Café wieder, er nahm all seinen Mut zusammen, ging auf sie zu, sprach sie an und siehe da: Die junge Frau schien Gefallen an einem Gespräch mit ihm zu finden. Sie plauderten über die einfachsten Dinge des Lebens und verabredeten sich für den folgenden Sonntag, gleiche Zeit, gleicher Ort. Danach noch einmal, wieder und immer wieder, das ganze Frühjahr hindurch. Die gemeinsam verbrachte Zeit wurde länger und das Vertrauen zueinander größer, bis, ja, bis sie eines Tages an den See fuhren, der „ihr“ See werden sollte.

Am Ende eines dieser Ausflüge hatte Alexandra ihm eröffnet, dass sie nicht wie sonst nach München zurückführen, sondern dass sie die Nacht in einer kleinen Pension direkt am Seeufer verbrächten, in der sie ein Zimmer für sie beide gebucht hätte...

Die Augen tränen von der Anstrengung, den Nebel zu durchdringen, seine Rückenmuskulatur verhärtet sich und in seinem rechten Oberschenkel kündigt sich ein Krampf an. Es hilft nichts, ob er will oder nicht, Franz Bergner muss die Fahrt für eine kurze Pause unterbrechen. Erleichtert hält er in einer kleinen Parkbucht an, die er erst registriert, als er fast schon daran vorbeigefahren ist. Er stellt den Motor ab, steigt aus und streckt sich. Die kalte, unangenehm feuchte Luft durchdringt in Sekundenschnelle sein Hemd und brennt wie glühende Nadeln auf der Haut, doch das stört ihn nicht.

Mit sich, den Fratzen und seinen Gedanken beschäftigt entgeht ihm, dass, nicht weit entfernt, ein anderer Wagen auf dem schmalen Bankett der Straße angehalten hat. Dessen Fahrer wartet ungeduldig darauf, dass der Mann vor ihm, halb vom Nebel verschlungen, wieder einsteigen und die Reise fortsetzen würde. Doch noch steht dieser in der Kälte und versucht, die Müdigkeit aus Körper und Geist zu verjagen, bis seine Zähne zu knirschen und zu klappern beginnen. Ein plötzlicher Windstoß packt seinen Körper und schüttelt ihn wie eine willenlose Marionette. Kein Mensch scheint unterwegs außer ihm, als wäre er der einzige Überlebende einer Apokalypse. Er möchte auf der Stelle wenden und nach München zurückfahren, dahin, wo er herkam. Doch es hilft nichts! Missmutig setzt Franz Bergner sich wieder in den Wagen und lässt den Motor wieder an.

Wenig später führt die Straße über einige serpentinartige Kurven hinauf in den Weißenburger Wald. Immer dichter wird der Nebel, wie eine Wand tut sich das Weiß vor ihm auf. Die Anspannung erzeugt Schweiß unter seinen Achseln, ein Gefühl, das er seit seiner Kindheit kennt und zutiefst hasst. Ein Zeichen der Schwäche, ein Zeichen der Angst. Etwas für Mädchen und Waschlapfen, hatte sein Vater immer und immer wieder betont und ihn voller Verachtung gemustert, wenn

er schwitzend vor ihm stand, die unvermeidbaren, unabwendbaren Schläge erwartend und fürchtend.

Die Ameisen auf seinem Rücken erwachen zu neuem Leben, laufen auf und ab, auf und ab, schneller und in noch größerer Zahl als zuvor. Nur noch etwa zehn Kilometer, dann ist es geschafft.

Sie hatten sich vor dem Rathaus der Stadt verabredet, er und Hans Jakob. Der Parkplatz, auf dem Bergner den Wagen abstellt, liegt nahe der Stadtmauer, und die Wege in einem Ort wie Weißenburg sind kurz. Schnell befindet er sich im Altstadtbereich, die Gassen ziehen den Besucher sofort in ihren Bann. Trotz, oder vielleicht gerade wegen des Nebels, der auch innerhalb der Stadtgrenzen nichts von seiner Intensität verloren hat, wirkt der Ort pittoresk, aber auch geheimnisvoll und unnahbar. Ihm bleibt noch ein wenig Zeit, und so wählt Franz Bergner nicht den direkten Weg zum Treffpunkt, sondern er folgt der Wehrmauer bis zu einem der Wahrzeichen der Stadt, einem alten Stadttor, dessen Turm im tief hängenden Weiß verschwindet.

Langsam lassen die Gespenster der Vergangenheit von ihm ab, die Ameisen haben sich wieder in ihre unbekanntes Höhlen zurückgezogen, nichts mehr scheint an die Strapazen der Fahrt zu erinnern – lediglich die Schweißränder im Hemd bleiben. Er schiebt sich ein Pfefferminzbonbon in den Mund und setzt seinen Weg fort. Die Straße führt Bergner nun direkt zu dem das Stadtbild prägenden gotischen Rathaus, an das sich der Marktplatz anschließt. Einige Minuten vor der verabredeten Zeit angekommen, beschließt er, ein wenig in die andere Richtung zu schlendern, als ihn von hinten die noch immer bekannte Stimme Hans Jakobs anspricht.

Die beiden Männer begrüßen sich förmlich und distanziert, mustern einander, als versuchten sie, den jeweils anderen richtig einzuschätzen, und wenden sich dann dem Gasthaus zu, vor dem sie stehen. Als sie die schwere Holztür öffnen, werden sie von Wärme und den guten Gerüchen der einheimischen Küche empfangen. Eine dunkle Nische erscheint ihnen beiden die beste Wahl, um in Ruhe reden zu können.

Der Hans Jakob, den Franz Bergner in Erinnerung hat, war ein anderer gewesen: Dicklich, das Gesicht schwammig und von ungesund grauer Farbe, solange er sich nicht aufregte. Die kühlen, jeden und alles auf das Genaueste taxierenden Augen waren tief in dunklen Hö-

len gelegen, ohne Glanz, matt und erschöpft. Die Augen eines Mannes, der zu viele Dinge gesehen hatte in seinem Leben, zu vieles, was er nie hatte sehen wollen. Und heute? Franz Bergners Gegenüber wirkt durchtrainiert und drahtig, alles Weiche und Schlawe ist aus den Gesichtszügen gewichen. An der leichten Bräune sieht man, dass sich Jakob viel im Freien aufhält, und die Augen sind hell und wach.

Nach wenigen belanglosen Sätzen vertiefen sich die beiden Männer in die Speisekarte, treffen rasch ihre Wahl und lachen, als sie feststellen, dass sie sich für das gleiche Gericht entschieden haben.

„Wie lange ist es her, dass wir uns zuletzt gesehen haben? Gut einhalb Jahre, glaube ich, oder?“, fragt Jakob unvermittelt.

„Der fünfte September war es, als Sie Alex und mich besuchten und uns eröffneten, dass die Staatsanwaltschaft die Anklage gegen Bernd Keller aus lächerlich fadenscheinigen Gründen niederlegen würde.“

„Sie haben sich das genau Datum gemerkt? Ja, natürlich, wie auch nicht. Richtig, es war September, einer der ersten Tage, die die Ahnung des Herbstes in sich trugen.“ Und leise, als spräche er zu sich selbst, fügt er an: „Und der letzte Tag, den ich mich frei bewegen konnte ... Es war mir ein Anliegen, Ihnen persönlich mitzuteilen, dass die Ermittlungen gegen Alexandras Bruder eingestellt worden waren. Das erschien mir damals das Mindeste an Anstand zu sein, auch wenn mir eine Kontaktaufnahme mit Ihnen zuvor strengstens verboten worden war. Doch mir blieb keine andere Wahl, denn, um ehrlich zu sein, da war noch etwas, was ich von Ihnen wissen wollte – und dann doch nicht fragte.“

Diese eine Frage nicht gestellt zu haben, war ein Fehler, denn die fehlende Antwort ist mir all die Zeit nicht aus dem Kopf gegangen. Deshalb, das habe ich mir vorgenommen, als wir uns für heute verabredeten, stelle ich sie jetzt, ganz am Anfang unseres Wiedersehens, und ich bitte Sie um eine ehrliche Antwort, Herr Bergner, gleichgültig, wie sie aussehen mag: Weswegen ließen Sie und Alexandra Keller sich damals dazu missbrauchen, eine Dienstaufsichtsbeschwerde gegen mich einzureichen? Hat man Sie bedroht?“

„Wir haben keine Beschwerde gegen Sie eingereicht, Herr Jakob! Warum auch? Sie haben Ihre Arbeit getan und verhielten sich so, wie es die jeweilige Situation erforderte. Warum hätten wir uns beschweren

sollen? Wer behauptete denn, wir hätten Sie angezeigt? Von wem haben Sie diese Information?“

„Information ist gut. Ich wurde offiziell vom stellvertretenden Polizeipräsidenten zu einer Stellungnahme bezüglich der Ereignisse vorgeladen, die in dem mündeten, was Sie angeblich gegen mich vorgebracht hatten. Man legte mir sogar Ihre schriftliche Aussage vor, von Ihnen beiden unterschrieben.

Und Sie haben wirklich keine Beschwerde eingereicht? Interessant, sehr interessant – und passend ... Ich hätte Ihnen unter anderem damit gedroht, Sie zu schlagen, hätte Sie beschimpft und beleidigt, soll psychischen und physischen Druck auf Sie beide ausgeübt haben und dergleichen mehr! Das ganze Programm sozusagen.“

„Und Sie bestanden nicht darauf, uns gegenübergestellt zu werden? Wir hätten schon die Wahrheit gesagt!“

„Ich hatte keine Wahl. Vielmehr, man ließ mir keine Wahl. Man versprach mir, ich käme glimpflich davon, wenn ich kein ‚unnötiges‘ Aufsehen erregen würde! Meine Rücksichtnahme – spät aber immerhin – Ihnen und Frau Keller gegenüber, würde mir positiv angerechnet werden, hieß es. Darüber hinaus war ich nach den Ermittlungen und den frustrierenden Resultaten angeschlagen, ich war krank, hatte über Wochen keinen vernünftigen Schlaf mehr gefunden und wollte im Grunde genommen nur noch das eine: meine Ruhe ...

Doch das ist nur die halbe Wahrheit. Ich hatte damals nicht nur den Fall um die Entführung Ihrer Lebensgefährtin nicht aufklären können, nein, ich hatte alles verloren, was mein Leben bis dahin ausgemacht hatte. Denn ich hatte mich auf etwas eingelassen, wovon Sie besser nichts wissen sollten und worüber ich nicht mehr sprechen will! Sehen Sie? Schon wäre ich wieder soweit, von dem zu reden, wovon ich angeblich nichts mehr wissen will. Doch ich mache mir etwas vor, ich weiß es doch selbst. Denn hätte ich unserem Treffen ansonsten zugestimmt?“

Kapitel 2

Franz Bergner hatte mit Alexandra Liebe und Lebenslust gefunden und eine Unbeschwertheit erlebt, die er in dieser Form zuvor nicht gekannt hatte. Doch ihr gemeinsames Glück war durch Alexandras Entführung jäh zerstört worden. Ein Wechselbad der Gefühle hatte ihn während der folgenden Wochen beherrscht. Er sollte Bereiche des menschlichen Bewusstseins berühren und betreten, von deren Existenz er bis zu jenem Zeitpunkt nichts gewusst, noch nicht einmal etwas geahnt hatte, und fühlte sich manchen Tag dem Wahn näher als der Realität.

Seine Wahrnehmungen begannen sich mehr und mehr zu verschieben und zu zerfließen, er bewegte sich in nicht greifbaren Zwischenwelten, eine Bewusstseinssebene vermengte sich mit einer anderen und noch einer und noch einer. Seine Vergangenheit bahnte sich einen Weg an die Oberfläche und es kam ans Tageslicht, was Jahrzehnte im Verborgenen über ihn geherrscht hatte. Er traf auf Personen, die nicht existierten und doch real waren. In seinem Kopf spielten sich Dinge ab, die wirklicher waren als all das, was um ihn herum geschah; er taumelte, stolperte und drohte, von einer Lawine aus Wahnvorstellungen mitgerissen und erstickt zu werden.

Hans Jakob und sein Team indes waren mit Auffinden und Befreiung der Entführten betraut worden. Sie arbeiteten fieberhaft, doch so sehr sie sich auch mühten, es fanden sich keine Spuren zum Aufenthaltsort der Verschwundenen, keine Hinweise auf Täter oder Alexandras Verbleib. Es schien, als wäre die junge Frau buchstäblich vom Erdboden verschluckt worden.

Dafür mehrten sich die wildesten Gerüchte, die Jakob selbst betrafen, so geschickt lanciert, dass er gegen nichts und niemanden eine Handhabe hatte. Und sie zeigten ihre Wirkung: Hans Jakob stand alldem hilf- und machtlos gegenüber, ohne die Möglichkeit, sich zu wehren, geschweige denn, sich davon zu befreien. Langsam aber sicher verlor er den Rückhalt seiner Vorgesetzten und das Vertrauen selbst seiner engsten Mitarbeiter. Das war das vielleicht Schlimmste: Zu sehen, wie die Kollegen an ihm zu zweifeln begannen.

Damals keimte in ihm so etwas wie eine Ahnung dessen auf, was nur Wochen später Gewissheit werden sollte. Er hatte eine Grenze überschritten, hatte sich zu weit gewagt und nun bekam er die Quittung. Lose Enden, wohin er blickte, Abgründe, wo immer er eine Frage stellte, ein Chaos aus Lügen, Verrat, Intrigen und Selbstbetrug, und er selbst schlaflos, planlos, kraftlos.

Kein einziger Tag war in all den Wochen dabei gewesen, an dessen Ende Hans Jakob auch nur einigermaßen zufrieden hätte nach Hause gehen können in dem Gefühl, einen Schritt vorangekommen zu sein.

Dass die junge Frau sich selbst aus den Händen der Entführer hatte befreien können, bedeutete für ihn Erleichterung, natürlich, keineswegs aber Genugtuung. Er hatte versagt, es war ihm nicht gelungen, den Fall aufzuklären. Dass die Täter letztendlich doch ermittelt werden konnten, war mitnichten sein Verdienst oder das seiner Mitarbeiter gewesen. Es war Zufall gewesen – oder doch eine letzte, bewusste Provokation derer, die hinter alldem steckten?

Den bittersten Geschmack jedoch hatten der weitere Verlauf und der willkürlich angeordnete Abschluss der Untersuchungen in ihm hinterlassen: Weder der vordergründige Drahtzieher des Verbrechens, Bernd Keller, Alexandras eigener Bruder, noch dessen für die Qualen der Frau verantwortliche Handlanger konnten dingfest gemacht werden. Beiden war, auch das, und davon war Jakob überzeugt, von außen gesteuert, unter äußerst dubiosen Umständen die Flucht gelungen. Rechtzeitig, bevor die ersten sie wirklich belastenden Unterlagen aufgetaucht waren, bevor Jakob hatte handeln können, und ihre Spuren verloren sich in Südamerika.

Hans Jakob hatte sich mit Kräften angelegt, derer er niemals Herr werden konnte. Der Fall um Alexandra Keller, so dramatisch er auch verlief, war lediglich Kulisse für das gewesen, was dahinter vorging, und am Ende gab es nur einen Sieger. Er war es nicht.

Was folgte, waren Anschuldigungen, Demütigungen und Verleumdungen, Schuldzuweisungen und Anklagen – ihm gegenüber, nicht gegenüber denjenigen, die für das Vertuschen der Wahrheit verantwortlich gewesen waren. Man raubte ihm nicht nur die Ehre, man

nahm ihm seinen Verstand, seinen Willen und sein Leben. Dann sperrte man ihn ein und machte ihn mundtot.

Nur mühsam und durch glückliche Fügungen war es ihm letzten Endes gelungen, sich zu retten und wieder ins Leben zurückzufinden. Er ließ seine Vergangenheit hinter sich, die nun, an einem grauen Februartag, plötzlich und in Gestalt von Franz Bergner erneut vor ihm steht.

Kapitel 3

Schweigend beenden die beiden Männer ihre Mahlzeit. Als sie die Teller beiseitegeschoben haben, beginnt Hans Jakob erneut das Gespräch.

„Wie geht es Ihrer Frau und Ihrer Schwägerin?“

„Karin hat das Haus verkauft – zu viele schlechte Erinnerungen kleben noch daran. Außerdem hat Bernd Keller ihr einen Schuldenberg hinterlassen; mit dem Erlös des Hauses konnte sie zumindest einen Teil davon tilgen. Wir haben ihr geholfen, eine Wohnung ganz in unserer Nähe zu finden. Die beiden Kinder, Franziska und Lukas, wirken wie befreit, seit ihr Vater fort ist. Und Alex ...

Bevor Sie fragen: Alex, Karin und die Kinder gehen nach wie vor zur Therapie, und ich hoffe sehr, dass sie das Schlimmste irgendwann überwunden haben werden. Vor allem Alexandra: Sie erinnern sich noch daran, wie sie begann, von Händen zu reden, über Hände zu lesen, Hände zu zeichnen und Hände zu fotografieren? Es wurde zu einer wahren Manie. Sie besorgte sich an Literatur zu dem Thema, soviel sie nur finden konnte. Stunden- und nächtelang sprach sie von nichts anderem als von diesen gottverdammten Händen, die sie berührt, die sie gequält und ihr so großes Leid zugefügt haben.

Wissen Sie, was man an und in Händen alles ablesen kann? Worauf man bei Händen achten muss, will man den wahren Menschen dahinter erkennen? Was könnte ich Ihnen hier und jetzt nicht alles erzählen – egal.

Sie kam über all das, zumindest oberflächlich, hinweg, unter anderem, indem ich ihr ... nein, es würde zu weit führen, Sie mit diesen Details zu langweilen. Dafür bin ich nicht gekommen, dafür ist die Zeit zu knapp, die ich mit Ihnen habe. Ja, Alex, Karin und die Kinder werden noch immer psychologisch betreut, und ich bin froh darum. Denn unser Leben ist nach wie vor nicht einfach, das können Sie mir glauben! Vor allem in den ganz dunklen Stunden, die immer wieder kommen, oft aus heiterem Himmel, ohne Vorwarnung, ohne Rücksicht auf Zeit und Ort. Es ist wohl noch ein langer Weg bis zum Ziel, wenn wir es denn jemals erreichen, aber wir alle arbeiten daran.“

Hans Jakob nickt – wenn er etwas kennt, dann ist es die Notwendigkeit, ständig an sich arbeiten zu müssen, um zu überwinden, was unüberwindlich erscheint.

Als Hans Jakob auf die Toilette geht, bleibt sein Blick an einem der wenigen noch besetzten Tische hängen. Der Gast beugt sich tief über eine Zeitung, als Jakob zu ihm hinübersieht. ‚Merkwürdig!‘, denkt er im Weitergehen, ‚Irgendwie kommt mir dieser Mann bekannt vor.‘

Er ignoriert die Tür zu den WCs, tritt hinaus auf den Innenhof der Gaststätte, stellt sich in die Kälte und atmet tief durch. Er weiß, dass ihn das Treffen mit Franz Bergner wieder in die Zeit vor über einem Jahr hineinziehen wird, und spürt, dass er bereits jetzt, nach gerade einmal einer einzigen gemeinsamen Stunde, kurz davor ist, den Halt unter den Füßen zu verlieren. Es beginnt schon wieder, er sieht schon Gesichter, die er nicht sehen, hört Stimmen, die er nicht hören sollte, und lässt zu, was er nie mehr hatte zulassen wollen.

Jakob lehnt sich an die kalte Mauer, um die Hitze seines Körpers abzuleiten und sich von der Enge in sich zu befreien. Automatisch und ohne darüber nachzudenken, zündet er sich eine Zigarette an. ‚Der Mann in der Gaststube – ich kenne ihn! Irgendwo ist er mir schon begegnet. Und ausgerechnet heute, da Bergner mich besuchen kommt, stoße ich auf diesen Menschen, dessen Anblick obskure und negative Gefühle in mir weckt? Ein Zufall? Was, wenn ich diesem Mann an einem anderen Tag begegnet wäre, an dem ich nicht mit der Vergangenheit konfrontiert wurde? Wäre ich an ihm vorbeigegangen, ohne ihn zu beachten? Vielleicht ist es so, vielleicht bin ich ihm hier in Weissenburg bereits über den Weg gelaufen. Beim Einkaufen, beim Spaziergehen, irgendwo, ohne ihm Beachtung geschenkt zu haben, weil nichts da war, was ich mit ihm hätte assoziieren können.

Was aber, wenn er es tatsächlich wäre? Wenn es nun eben kein Zufall ist, dass er hier sitzt in dem Lokal, an einem Platz, der es ihm ermöglicht, Bergner und mich zu beobachten? Verdammt ...‘

Die Gedanken an die Vergangenheit beginnen vehement und unerschütterlich, Unruhe in seinem Kopf zu verbreiten.

Als er an den Tisch zurückkehrt, ist der Fremde verschwunden, und nun beginnt Hans Jakobs Magen, zu rebellieren. ‚Nur nichts anmerken

lassen', ermahnt er sich, ‚alles ist in Ordnung. Der Mann ist fort, du hast dich getäuscht. Alles ist in Ordnung!‘

„Sie haben sicherlich nicht um das Treffen gebeten, um lediglich mit mir zu Mittag zu essen und zu plaudern! Also Herr Bergner, raus mit der Sprache: Was ist los, was ist passiert?“

„Sie haben natürlich recht. Ich will auch gar nicht lange darum herumreden, Herr Jakob: Karin hat vor etwa drei Monaten ein Schreiben aus Südamerika bekommen. Hier. Wir haben es übersetzen lassen. Lesen Sie selbst.“

Hans Jakob nimmt den mehrfach gefalteten Brief in die Hände, dünnes Papier, das sich seltsam rau anfühlt. ‚Eindeutig eine Qualität, die in Europa wohl schwer zu bekommen ist‘, fällt ihm auf, noch ehe er sich den Inhalt näher ansieht. Er überfliegt den amtlichen spanischen Text nur kurz, um dann zur Übersetzung zu greifen. Aufmerksam liest er, faltet das Schreiben danach wieder ordentlich zusammen und legt es zurück auf den Tisch.

„Dann ist er also gestorben, bei einem Autounfall. Schade, denn insgeheim hatte ich gehofft, Bernd Keller könnte letztendlich doch noch seiner gerechten Strafe zugeführt werden. Tja, manchmal ist es eben so im Leben. Und nun, was kann ich also für Sie tun? Ich meine – damit ist die Sache für Sie ja endgültig ausgestanden, oder täusche ich mich da?“

„Anhand dieses Schreibens möchte man meinen, dass dem so ist, da stimme ich Ihnen zu – nur haben wir unsere Zweifel, und deshalb bin ich auch zu Ihnen gekommen. Hören Sie zu:“

Franz Bergner beugt sich etwas nach vorne und beginnt zu erzählen.

„Nein, Herr Bergner, das ist nicht Ihr Ernst, oder?“

„Um ehrlich zu sein: doch! Wir hatten gehofft, dass Sie ...“

„Das ist ja absurd! Ich? Ausgerechnet ich soll ...? Wie kommen Sie denn auf eine solche Idee? Vergessen Sie es! Dieser Plan ist Irrsinn, ob mit oder ohne meine Hilfe! Schlagen Sie sich das aus dem Kopf! Es wäre Wahnsinn, einfach so nach Südamerika zu fliegen und auf eigene Faust Ermittlungen anzustellen! Wie stellen Sie sich das denn über-

haupt vor? Wie sollte das funktionieren? Nein, das kann, das darf nicht Ihr Ernst sein!“

Franz Bergner schüttelt resigniert den Kopf. Auf eine solch kompromisslose, vehemente Ablehnung war er nicht vorbereitet gewesen. Er hatte sich durchaus Chancen auf Erfolg ausgerechnet, als Jakob einem Treffen zugestimmt hatte, und war davon ausgegangen, dass sich sein Gegenüber die während vieler schlafloser Nächte gereiften Pläne zumindest in Ruhe anhören wollte, doch danach sieht es nicht aus. Indes: Soll er tatsächlich schon aufgeben? Jetzt, nachdem er eben erst begonnen hat zu erläutern, worum es geht? War er tatsächlich gekommen, um sich mit der ersten Ablehnung ins Boxhorn jagen zu lassen? Bis zu diesem Punkt wären sie während eines Telefonats allemal gekommen. Gäbe er sich damit zufrieden, hätte er nicht bis nach Weißenburg fahren müssen. Er will gerade zu einer weiterführenden Argumentation ansetzen, als die Bedienung an den Tisch tritt, um zu kassieren.

Bevor sie das Gasthaus verlassen, nimmt Jakob die Frau beiseite und fragt, ob sie den Herrn gekannt hätte, der da einige Tische weiter, in seine Zeitung vertieft, gesessen war. Doch sie schüttelt nur den Kopf. „Ein auswärtiger Besucher vermutlich. Denn wenn er von hier wäre, würde ich ihn zumindest vom Sehen her kennen. Einäugige gibt es hier ja nicht so viele!“

Einäugig? Wie ein Dolch fährt die Bemerkung in Jakobs Glieder. Der Mann war einäugig gewesen? Das war ihm nicht aufgefallen. Wie auch, der Fremde hatte viel zu intensiv in die Zeitung gestarrt – jetzt weiß der ehemalige Polizist auch weswegen, und die Ahnung verdichtet sich zur Befürchtung.

„Ein Tourist? Heute? Bei dem Wetter?“

„Na, geht es Ihnen anders? Sie haben doch auch Besuch!“

Die beiden Männer treten hinaus ins Freie. Der Nebel hat sich etwas gelichtet, zumindest schemenhaft lassen sich die Kirchtürme erkennen. Böiger, kalter Wind treibt die Nebelschwaden durch die Straßen und Gassen, die Feuchtigkeit ist durchdringend. Hans Jakob indes scheint nichts davon zu spüren, trotz seiner offen stehenden Regenjacke.

„Lust auf einen Spaziergang mit Fred, meinem treuen Begleiter einsamer Stunden?“, richtet er nach wenigen Metern das Wort an Bergner, ohne eine Antwort abzuwarten. „Ich hab ihn in der Wohnung gelassen, und jetzt wird es Zeit für ihn, sich etwas auszutoben. Schon als Kind habe ich mir nichts sehnlicher gewünscht als einen Hund. Aber meine Eltern waren auf dem Ohr taub. Später hatte ich niemals die Zeit und erst recht nicht die Zuverlässigkeit, die ein Tier benötigt. Als ich hierher gezogen war, war es eines der ersten Dinge, mir einen vierbeinigen Gefährten zuzulegen ... so, hier sind wir schon.“ Sie bleiben vor einem renovierten Altstadtthaus stehen, nur wenige Seitenstraßen vom Marktplatz entfernt. Unterwegs hatte sich Hans Jakob unauffällig zwei-, dreimal umgesehen, doch die Stadt scheint bei dem unfreundlichen Wetter menschenleer zu sein.

Zu dritt, die beiden Männer und der junge, noch schlaksig wirkende, hochbeinige Schäferhund, machen sie sich auf den Weg in Richtung der bewaldeten Hügel im Süden der Stadt. Nachdem sie die letzten Häuser hinter sich gelassen haben, befreit Jakob den Hund von der Leine. Sofort folgt Fred einer Spur, die ihn direkt in den Wald führt. Doch auf einen kurzen Pfiff lässt er davon ab, kommt zu den Spaziergängern zurück und geht neben seinem Herrn bei Fuß.

„Der folgt aber gut. Respekt! Dabei wirkt er noch so jung!“

„Ist er auch!“, bestätigt Jakob. „Noch keine zwei Jahre alt, der Kerl. Aber ich kann keinen Begleiter gebrauchen, der nicht pariert, und deshalb ...“ Mit einer Handbewegung bedeutet er Fred, dass er wieder laufen darf, was dieser mit kurzem, dankbarem Bellen quittiert.

Als sie an einem Parkplatz oberhalb der Stadt ankommen, reißt der Nebel langsam auf. Der Blick öffnet sich durch kahle Bäume hindurch auf Stadt und Umland, und vereinzelte Sonnenstrahlen streifen die Dächer unter ihnen.

„Sehen Sie, hier findet sich wieder, was ich an diesem Ort so liebe: dieses Gefühl der Weite, das sich auftut, sobald man auch nur eine halbe Stunde unterwegs ist. Das begegnet mir tagtäglich, egal, in welche Richtung Fred und ich uns aufmachen. Das Leben hier ist so anders als in einer Großstadt; langsamer, bedächtiger, irgendwie bewusster – so empfinde ich es zumindest. Und mit jedem Moment, da

mir das Angenehme dieser langsameren Lebensweise bewusst wird, kommt es wieder, das Gefühl der Erleichterung, und die Erkenntnis, dass es die Münchner Hektik hier nicht, vielleicht noch nicht gibt.“

„Da mögen Sie recht haben. Ein wirklich schöner Platz – es fehlt nur noch ein hübsches Café, nicht wahr?“ Franz Bergner deutet auf das leer stehende, sanierungsbedürftige Haus schräg hinter ihnen, jenseits einer schmalen Straße, die über enge Kurven hinunter nach Weißenburg führt.

„Tja, das wiederum sind unter anderem die Nachteile einer Kleinstadt!“, erwidert Hans Jakob, „Wie Sie sehen, war es ja auch einmal ein Ausflugslokal. Doch heute ist es anscheinend nicht rentabel, hier ein Café oder eine Wirtschaft zu betreiben. Aber kommen Sie, ich zeige Ihnen etwas anderes!“ Damit lassen die beiden Männer den Parkplatz hinter sich, überqueren die Straße und erklimmen eine steile, in den Boden gegrabene und mit Rundhölzern gefasste Treppe, die vor einer hölzernen Wand inmitten des Waldes endet.

„Das ist unser ‚Bergwaldtheater‘. Jeden Sommer finden hier kulturelle Veranstaltungen statt, sofern das Wetter es zulässt!“ Die beiden Männer treten durch ein geöffnetes Tor. Eine Naturbühne wie aus dem Bilderbuch tut sich vor ihnen auf, umsäumt und durchsetzt von mächtigen, alten Bäumen, an der Bühnenseite begrenzt von einem fast senkrechten Abhang als malerischer Kulisse. „1929 wurde das Theater in seiner heutigen Form gegründet, und seither gibt es hier, in diesem ehemaligen Steinbruch, regelmäßig Aufführungen. Theater gespielt wurde auf diesem Gelände übrigens schon lange davor!“

Franz Bergner zeigt sich beeindruckt. „Donnerwetter, ist das schön! Es ist sicherlich ein Erlebnis, hier an einem Theaterstück oder einem Konzert teilzunehmen, als Künstler ebenso wie als Zuseher! Fantastisch – das muss ich mir merken!“

„Ja, es ist wirklich großartig, hier oben Kultur zu erleben. Und bei entsprechendem Wind kann man unten in der Stadt die Musik sogar mithören. Das ist wunderbar, einfach nur wunderbar!“

Nach Verlassen des Theaters wendet sich Hans Jakob wieder seinem Begleiter zu: „Aber sagen Sie, Herr Bergner, hatten Sie allen Ernstes

gedacht, ich würde mit Alexandra und Karin nach Südamerika fliegen und dort Erkundigungen einholen?“

„Nun ja – so ähnlich hatten wir es uns tatsächlich vorgestellt. Schauen Sie – Sie kennen die Details zu dem Fall wie kein anderer und haben die Erfahrung, wie Ermittlungen dieser Art anzustellen sind! Sie wissen, wie man die Sache angeht, wie man mögliche Zeugen findet und befragt, um etwas herauszufinden ... Egal, ich verstehe Ihre Einstellung, auch wenn ich zugegebenermaßen enttäuscht bin. Vermutlich waren wir in unserer Hoffnung zu naiv. Aber tun Sie mir einen Gefallen: Lassen Sie mich nicht ganz ohne Erfolg nach Hause fahren, Herr Jakob! Geben Sie mir zumindest einen Tipp: Sicherlich kennen Sie jemanden, der uns helfen könnte, oder? Einen Kollegen zum Beispiel, der Erfahrungen mit südamerikanischen Behörden hat. Es gibt doch die entsprechenden Abteilungen bei der Polizei. Kennen Sie niemanden, der ...“

„Ich fürchte, da müssten Sie sich an das Auswärtige Amt wenden. Haben Sie es dort überhaupt schon probiert?“

Franz Bergner nickt. Natürlich hatten sie das, doch die Antwort war nicht sehr ermutigend gewesen.

„Und was ist mit einer Überführung der sterblichen Überreste nach Deutschland? Dann könnte man immerhin anhand einer DNA-Probe feststellen, ob es sich bei dem Toten tatsächlich um Bernd Keller handelt! Wobei: Das müsste doch auch in Südamerika zu bewerkstelligen sein, oder nicht?“

„Ach so – das stand nicht in dem Schreiben, richtig, und ich hatte es nicht erwähnt. Bernds Auto samt Insassen kam, wie aus einem Polizeibericht zu entnehmen war, den wir nach mehrmaligem Nachfragen erhalten hatten, von der Landstraße ab und stürzte in einen See. Ohne Fremdbeteiligung, hieß es. So verlor Keller gemäß offiziellen Angaben sein Leben.“

Eine Bergung des Wracks oder der Leiche wäre nicht möglich, lautete es. Das Ufer sei ausgerechnet genau an der Stelle unzugänglich, das ganze Unterfangen zu aufwendig beziehungsweise technisch überhaupt nicht machbar, beschied man uns seitens der zuständigen Behörden. Zudem hätte man die benötigten Gerätschaften nicht vor Ort und so weiter und so fort. Kurz und gut: Wir haben nicht den Ein-

druck, dass das Interesse dort groß ist, das Wrack zu bergen. Und jetzt, Herr Jakob, jetzt kommen wir zum wirklich spannenden Teil. Denn falls das alles tatsächlich zuträfe, dann wäre dies der ideale Platz für die Inszenierung eines solchen Unfalls! Auch das ist ein Grund, direkt vor Ort zu sein und zu versuchen, eine Hebung des Fahrzeugs möglich zu machen. Natürlich ohne die Sicherheit, darin auch wirklich eine Leiche zu finden. Diese könnte aus dem Wagen gespült worden sein – oder aber sie war nie darin gewesen!“

Hans Jakob hebt die Brauen, seine Augen sind jetzt hellwach. „Sie sprechen von einer Inszenierung? Davon also, dass Keller nie in dem Wagen gewesen wäre? Weswegen sollte es nicht wirklich so sein, wie Ihnen von amtlicher Seite mitgeteilt wurde? Warum zweifeln Sie am Tod Bernd Kellers?“

„Es gibt Indizien, die gegen seinen Tod sprechen. Indizien, die einerseits nicht wegzudiskutieren, andererseits aber auch nicht nachhaltig belegbar sind – nicht mit unseren Mitteln, nicht von hier aus! Und davon abgesehen, egal ob inszeniert oder nicht: Alex und Karin wollen endlich, und das, finde ich, ist nicht weniger als ihr gutes Recht, Gewissheit!“

Hans Jakob nickt bedächtig. Verständlich ja, denkt er bei sich. Doch rechtfertigt das den absurden Plan, selbst vor Ort tätig zu werden? Sind Verzweiflung, Angst und Ungewissheit so groß? Oder steckt doch mehr dahinter, als Bergner ihm bisher anvertrauen will? Was mögen das für Indizien sein, die sein Gast andeutet und doch nicht konkretisiert? Warum zögert er, sie vor ihm zu benennen? Traut er ihm doch nicht in dem Maße, sich vollständig zu öffnen? Weswegen aber hat Bergner dann um das Treffen gebeten? Erneut kommt ihm der Unbekannte aus dem Lokal in den Sinn.

Es geht auf 16:00 Uhr zu, als die beiden den Rückweg in die Stadt antreten. Von Westen her zieht eine bedrohlich wirkende Wolkenwand auf und kommt rasch näher. Innerhalb weniger Minuten verdunkelt sich der Himmel über ihnen.

„Das sieht nicht gut aus – es wird Regen geben, und so kalt, wie es ist ... Ich weiß nicht, ob es klug von Ihnen wäre, sich jetzt auf die Heimfahrt zu machen, Herr Bergner.“

„Ach was, so schlimm wird es schon nicht kommen!“

„Täuschen Sie sich nicht! Eisregen kann tückisch sein, vor allem im Weißenburger Wald. Überlegen Sie gut, was Sie tun.“

Und als hätte es einer Bekräftigung dieser Worte bedurft, beginnt es genau in diesem Moment zu regnen. Auf dem vom Nebel kalten Boden gefrieren die Tropfen sofort, der Asphalt verwandelt sich innerhalb von Sekunden in eine einzige Eisplatte, und nur mit Mühe erreichen sie Jakobs Wohnung.

„Das war's dann wohl mit Ihren Plänen, heute noch nach München zurückzufahren. Kommen Sie, rufen Sie Alexandra an und geben Sie ihr Bescheid, dass Sie eine Übernachtung dranhängen müssen!“

„Da wird mir wohl nichts übrig bleiben, fürchte ich. Welches Hotel können Sie mir empfehlen? Den Gasthof, in dem wir zu Mittag gegessen haben?“

„Ach was, Sie bleiben hier bei mir! Platz ist in der Wohnung genug, und wenn Sie nicht allzu anspruchsvoll sind, was Ihren Schlafplatz angeht ... Vorausgesetzt, Sie sind einverstanden mit diesem Vorschlag!“

„Was ist nur in mich gefahren?“, fragt sich Hans Jakob im Stillen, kaum hat er das Angebot ausgesprochen. „Weswegen biete ich diesem fast Fremden an, bei mir zu übernachten? Ist es die monatelange Einsamkeit? Sind es Schuldgefühle? Oder ist es meine verdammte Neugier?“ Doch die Einladung ist bereits ausgesprochen, und dankbar nimmt Franz Bergner an.

Unter dem Wasserstrahl der Dusche erwacht in Franz Bergner die Erinnerung an jenen Abend in der Pension am See zu neuem Leben. Das Glücksgefühl, das ihn regelrecht überflutet hatte, als Alex auf ihn und ihre erste gemeinsame Nacht wartete, kehrt zurück, die geradezu kindliche Unbeschwertheit des Frischverliebtseins und schier grenzenlose Vorfreude auf das kommende Leben.

Er sieht sie im Schneidersitz auf dem Bett sitzen, als er aus dem Bad des Hotelzimmers tritt, noch nass und nur ein Handtuch um seine Hüften gewunden. Nackt, vollkommen nackt sitzt sie da, die Augen geschlossen, das Gesicht dem Fenster zugewandt, als wolle sie die

letzten Sonnenstrahlen des Tages auffangen. Als sie ihn bemerkt, öffnet Alex die Augen, lächelt ihn an, erhebt sich, geht auf ihn zu und stellt sich vor ihn. Sie küsst ihn sanft auf den Mund und nimmt ihm das Tuch ab. Ihre Hände gleiten über seine Haut, ein Gefühl, wie er es noch nie zuvor empfunden hatte. Die Fingerspitzen wandern über seine Schultern, den Brustkorb, den Bauch und weiter nach unten. Ein Arm umfasst ihn, ihre freie Hand bewegt sich voran, greift nach seiner, um diese um ihre Taille zu legen, auf dass er sie spüre wie sie ihn, er fühlt die Wärme ihres Körpers, saugt ihren Duft ein ...

Es hätte so wunderschön werden können, und doch hatte sich irgendetwas in ihm gegen das Kommende gestemmt. Dabei hatte er sich genau diese Situation wochenlang von ganzem Herzen gewünscht und herbeigesehnt. Seine schlaflosen Nächte, die unruhigen Stunden, seine Unkonzentriertheit, all das war mit seiner Lust auf diese Frau zu erklären gewesen. Doch als Alex bereit war, ihm genau das zu geben, wonach er sich seit ihrem Kennenlernen verzehrt hatte, da wehrte sich etwas in ihm gegen jegliche Art der Zärtlichkeit, gegen jegliche Art der Zuneigung.

Es sei nicht schlimm, hatte sie ihm lächelnd versichert, als sie merkte, was in ihm vorging. Sie hätten Zeit, unendlich viel Zeit, das zu tun, was sie tun wollten. Er dürfe sich nicht unter Druck setzen, sie müssten nichts machen, wozu er noch nicht bereit sei. Doch eben diese Zeit hatten sie nicht, denn als er soweit gewesen wäre, all das zuzulassen, wovon diese Minuten im Hotel eine Ahnung vermittelt hatten, da ...

Energisch stellt Franz Bergner das Wasser ab, um die ewigen Bilder der Vergangenheit zu verscheuchen.

„Es ist, wie es ist“, denkt er bei sich. Es läuft gut zwischen ihm und Alex, und sie führen ein angenehmes Leben, wären, ja, wären da nicht diese verfluchten Tage eineinhalb Jahre zuvor.

Kapitel 4

Im Zwielflicht des frühen Abends zündet Hans Jakob eine Kerze auf dem kleinen Tisch im Wohnzimmer an.

„Bei Kerzenlicht kann man besser denken – das hat mein Vater immer behauptet, zum Leidwesen meiner Mutter. Vor allem, weil mein Bruder und ich diesen Spruch gerne als Vorwand nahmen, noch spät-abends in unserem Zimmer bei Kerzenlicht zu lesen und uns zu unterhalten.“

„Ist ihr Bruder älter als Sie oder jünger?“

„War, Herr Bergner, war. Er starb zwölfjährig – ich war damals elf, und viele hielten uns für Zwillinge, so ähnlich waren wir uns. Immer wieder ertappe ich mich auch heute noch bei der Frage: ‚Was würde Rudi dazu sagen, wenn er das sähe?‘ Oder: ‚Wie würde Rudi über dies oder jenes denken?‘

Wir hielten immer zueinander, egal was passierte, und machten fast alles gemeinsam. In der Hinsicht waren wir vielleicht tatsächlich wie Zwillinge. Nur eines unterschied uns wirklich voneinander: Rudi war einäugig. Er kam mit nur einem Auge zur Welt.“

„Woran ist er gestorben?“

„An Hirnhautentzündung, so hieß es, und es war ein kleines Wunder, dass ich mich nicht angesteckt hatte. Die Wochen, während derer er um sein Leben kämpfte und die Zeit nach seinem Tod waren schwer für mich und meine Eltern ... Da war plötzlich eine unendliche Stille, eine grausame Leere in uns und um uns, unbeschreiblich, unbegreiflich und unfassbar. Dennoch zerbrach unsere Familie nicht daran. Meine Eltern gaben nicht auf, und Rudi stand nicht trennend zwischen uns, wie man es so oft bei ähnlichen Schicksalsschlägen hört, sondern er blieb bei uns, blieb das Bindeglied zwischen uns, die wir ihn verloren hatten.

Manchmal während der Polizeiarbeit, wenn ich übermüdet war, wenn der Druck schier übermächtig wurde und ich zu lange und zu angespannt gearbeitet habe, schlich Rudi sich in meine Gedanken. Dann war mir so, als betrachte er an meiner Stelle das, was ich gerade vor mir hatte oder täte das, woran ich gerade arbeitete, und in solchen Momenten meinte ich wirklich, ein anderer Mensch zu sein. Ist das

nicht eigenartig? Aber was frage ich: Sie wissen, was ich meine! Ich glaube, niemand, der es nicht selbst schon erlebt hat, kann dieses Gefühl nachempfinden, dieses Abgleiten in ein anderes Ich, das einem vollkommen fremd und zugleich absolut vertraut ist. Es ist wie eine Metamorphose, die man durchlebt, oder wie würden Sie das beschreiben? Na, was soll's ... So, jetzt habe ich Durst! Wie sieht es aus, Herr Bergner: Sie müssen nicht mehr fahren! Darf es für Sie auch ein Bier sein?“

Eine Stunde später tobt ein spätwinterliches Gewitter über der Stadt. Der Sturm rüttelt an den Fenstern und lässt die Flamme der Kerze leicht erzittern. Leise, kaum hörbar, hat Franz Bergner das Wort ergriffen. „Die Vergangenheit ist nichts, was sich auf Befehl aus- oder einblenden lässt. Genau das, wenn schon nichts anderes, ist die Lehre, die ich aus dem Sommer des vorletzten Jahres mitnahm. Ich habe es am eigenen Leib erfahren müssen. Das, was man, bewusst oder unbewusst, in den tiefsten Tiefen seiner Seele und seines Gedächtnisses vergraben hat und bedeckt hält, lässt sich nicht bändigen! Es führt sein eigenes Leben, kommt und geht, wann und wie es will. Wir können es nicht steuern, es ist nicht zu manipulieren oder zu beeinflussen; und was daraus entsteht, ist nicht absehbar.“

Jakob stimmt wortlos zu. Zu viele Nächte war er schon wach gelegen, als sich die Gespenster seiner Vorgeschichte zwischen Bewusstsein und Schlaf zwängten und keine Ruhe gaben. Zu nah war er selbst an die Schwelle herangetreten, ab der es kein Zurück mehr geben mochte. Und zu oft hatte er in seinem Berufsleben Menschen mit ihrer Vergangenheit ringen sehen, die ihren Kampf letzten Endes verloren geben mussten.

„Erinnern Sie sich noch, Herr Bergner? Wie Sie in dem Verhörraum vor mir saßen und von Ihrer Kindheit erzählen wollten? Sie meinten, mir etwas erklären zu müssen, doch Sie kamen nicht mehr dazu! Jetzt aber haben wir Zeit, uns wird hier und heute niemand stören – die Gelegenheit kommt vielleicht nicht wieder.“

Und obwohl er bisher lediglich Alexandra Einblick in seine Jugend gewährt hatte, ist Franz Bergner an diesem Abend tatsächlich bereit,

Hans Jakob gegenüber etwas aus den Jahren preiszugeben, die ihn für sein weiteres Leben geprägt hatten. Diesem Zuhörer gegenüber wird er ohne Rücksichtnahme, ungeschminkt und unzensiert berichten können und müssen, denn dem, den er vor sich hat, war schon weit mehr zu Ohren gekommen, als er zu erzählen hat. Und dann beginnt er seine Geschichte.

„Alex weiß viel von mir, von meiner Kindheit und Jugend. Ich habe ihr die einfache Arbeitersiedlung geschildert, in der ich aufwuchs, habe von meinen Schwierigkeiten erzählt, mich in der Schule zu integrieren, von den Irrungen und Wirrungen, bis ich meinen Weg ins wirkliche Leben gefunden hatte. Doch einiges davon habe ich bisher noch niemandem gegenüber offenbart, selbst ihr nicht.

Ich brachte es beispielsweise nicht übers Herz, Alexandra zu erzählen, wie es ist, als Siebenjähriger, vor Ohrenschmerzen geradezu gelähmt, nachts ins elterliche Schlafzimmer zu stolpern, auf der Suche nach Trost und Hilfe, um dort miterleben zu müssen, wie der Vater die Mutter vergewaltigt. Und er tut das, ohne sich auch nur im Geringsten darum zu kümmern, dass der Sohn dabei zusieht, heulend vor Angst und Schmerz.

Diese Nacht ist noch immer präsent in meiner Erinnerung: Stundenlang hatte ich mich in meinem Bett hin- und hergewälzt, nichts sehnlicher erhoffend, als dass Mutter mein Leid ahnen und nach mir sehen würde. Ich quälte mich, bis Eiter, eine gelbe, zähe, übel riechende Flüssigkeit aus meinem Ohr rann und der Schmerz unerträglich geworden war. Nur aus Angst, unendlicher Angst davor, mein Kopf würde platzen, wagte ich es, den verbotenen Raum, denn das war das Schlafzimmer meiner Eltern für mich, zu betreten und mitzerleben, was er ihr antat. Selbst als sie mich bemerkt hatten, ließ mein Vater nicht ab von seinem Tun!

„Hör auf“, hatte meine Mutter ihn angefleht, „nicht vor dem Kind!“ „Stell dich nicht so an, der hält das schon aus!“ war seine einzige Erwiderung, herausgestoßen zwischen Grunzen, das er von sich gab. Ich sehe ihn noch immer vor mir, fett, brutal und widerlich keuchend, und meine Mutter unter ihm, verzweifelt bemüht, sich aus seiner Umklammerung zu befreien. Mein Gott, was war das für ein grauenhafter

Anblick! Dennoch konnte ich das Schlafzimmer nicht verlassen, konnte ich meine Augen nicht abwenden von dem, was da geschah. Wie versteinert stand ich vor dem Bett. Die nackten Leiber meiner Eltern im Kampf miteinander, das Flehen, das Stöhnen, das rasende Klopfen im Ohr und im Kopf, das Stechen und Hämmern des Schmerzes, die zähe, stinkende Flüssigkeit, die meine Wange hinablief, die glühende Hitze des Fiebers ... bis mir schwarz vor Augen wurde und ich umkippte.

Am nächsten Morgen, immerhin, ging meine Mutter mit mir zur Siedlungspraxis. Eines der wenigen Male, da sie es für nötig hielt, mich untersuchen zu lassen, wenn ich krank war – und ich war oft krank als kleines Kind, das können Sie mir glauben!

Der Doktor war ein alter, grober Militärarzt, dem jegliches Feingefühl fremd war. Er stieß sein Instrument in mein Ohr und bohrte darin herum, bis ich vor Schmerz aufschrie und erneut das Bewusstsein verlor.

Als ich wieder erwachte, lag ich in einem kleinen Nebenraum des Behandlungszimmers und meine Mutter saß neben mir. Das unablässige Kneten ihrer Hände war das Erste, was ich wahrnahm, als ich die Augen aufschlug, und dann diesen hoffnungslosen, tieftraurigen Blick. Schon damals, in diesem Moment, hatte ich das Gefühl, dass ich es wäre, der sie trösten müsste und nicht umgekehrt. Die Hilflosigkeit eines kleinen Kindes – Sie können sie sich vorstellen, oder? Mit einem turbanartigen Verband um den Kopf, um das Ohr zu schützen, nahm meine Mutter mich wieder mit nach Hause.

„Wollen Sie es sich nicht doch anders überlegen, Frau Bergner, und noch eine Weile hierbleiben?“, hatte der Arzt noch gefragt, das erste und einzige Mal mit so etwas wie Wärme in der Stimme, ehe wir seine Praxis verließen. Doch meine Mutter war, stumm den Kopf schüttelnd und mich vor sich herschiebend, an dem großen Mann vorbei geschlüpft, wie eine verängstigte graue Maus.

Kaum hatten wir das Haus verlassen, nahm sie mich bei der Hand und begann zu laufen. Ohne Rücksicht auf meine Schmerzen, den Schwindel und die Benommenheit, die mich noch immer beherrschten.

„Mach schon“ fuhr sie mich an „Es ist schon spät, und ich muss das Abendessen für deinen Vater vorbereiten!“ Gallebitter stiegen diese Worte in mir auf, in dem Moment und noch Jahre später. Der Vater und sein Abendessen! Sein verdammtes Abendessen war ihr wichtiger als mein Wohlergehen und meine Gesundheit!“

Franz Bergner hält inne, räuspert sich und nimmt einen tiefen Schluck aus der Flasche, das danebenstehende Glas ignorierend. Hans Jakob sitzt ihm gegenüber, lässt ihn nicht aus den Augen, schweigt und hört zu.

„... Hätte ich Alex von den Schikanen meiner Mitschüler berichten sollen, denen ich vom ersten Schultag an ausgeliefert war? Die Grausamkeit von Kindern ist das vielleicht Unerbittlichste, das es gibt, erbarmungs- und gnadenlos. Es ging so weit, dass ich mich, im dritten Stockwerk des Schulgebäudes, auf das Sims eines geöffneten Fensters stellte, bereit zu springen, wenn die anderen mich nicht in Ruhe ließen. Weißt du, was die Reaktion der Klasse war? ‚Springen‘, haben sie geschrien, alle, alle miteinander, ‚Springen! Springen! Springen!‘

Die Anführer und größten Maulhelden kamen auf mich zu, waren mir schon beängstigend nahe und machten Anstalten, mich zu stoßen. Die Meute, anders kann ich es nicht nennen, hatte sich dermaßen in ihr Geschrei und Toben hineingesteigert, dass mir keiner, nicht ein einziger von über 30 Mitschülern, zu Hilfe kam oder versuchte, deeskalierend auf die anderen einzuwirken. Wer weiß, was geschehen wäre, wenn nicht in diesem Moment der Lehrer gekommen wäre. Hätte ich den Sprung getan? Hätte einer der Mitschüler tatsächlich sein Vorhaben umgesetzt? Egal! Der Lehrer sah mich am Fenster stehen, stürmte quer durch das Zimmer auf mich zu, Stühle und Tische umreißend, packte mich, zog mich vom Fensterbrett und gab mir eine schallende Ohrfeige. Die Mitschüler quittierten die Aktion mit tosendem Applaus und johlten vor Schadenfreude, als ich in Tränen ausbrach. Kannst du dir vorstellen, was das für einen Zehnjährigen bedeutet? Und willst du wissen, was mein Vater gesagt hatte, als ich zuhause von diesem Vorkommnis berichtete, blöd, wie ich war? Ich weiß nicht warum, aber immer wieder aufs Neue erzählte ich daheim Dinge, von denen ich genau wusste, welche Reaktion sie auslösten! Viel-

leicht war das eine Art Masochismus, eine Art der Selbstbestrafung für mein ständiges Versagen?

„Du kannst nicht mein Sohn sein“, sagte der Alte lediglich, „denn wenn ich einen Sohn hätte, wäre er keine solche Memme wie du! Wer weiß, was für ein Kuckucksei mir deine Mutter da ins Nest gelegt hat mit dir! Aber warte Bürschchen – ich werde dir schon noch beibringen, was es heißt, mutig zu sein!“ Und dann kamen die Schläge, wie immer, wie fast jeden Tag, mit den Händen, mit den Fäusten, mit den Füßen. Oder hätte ich Alexandra erzählen sollen, dass ich mit 13, 14 Jahren tablettenabhängig war? Dass ich mich nicht mehr überwinden konnte, den Schulhof zu betreten, ohne zuvor erst eine, dann zwei und mehr von den ‚Spaßtabletten‘ zu schlucken, die meine Mutter konsumierte, um ihr elendes Leben zu ertragen? Und sie muss gewusst haben, dass ich die Tabletten klaute! Sie konnte doch zählen und feststellen, wie schnell ihre Vorräte zu Neige gingen. Aber sie dachte gar nicht daran, die Medikamente für mich unzugänglich aufzubewahren, sie zu verstecken oder gar mich zur Rede zu stellen! Und auch der Arzt ...“

Franz Bergner schüttelt den Kopf.

Schweigend hat Hans Jakob eine weitere Flasche Bier auf den Tisch gestellt, nach der sein Gegenüber reflexartig greift; Franz Bergner trinkt in langen, gierigen Zügen, wie ein Verdurstender. Danach zündet er sich mit zitternden Händen eine Zigarette an und inhaliert tief. Hans Jakob, der sich ebenfalls eine Zigarette ansteckt, denkt an die vielen Male zurück, die er solche und ähnliche Szenen in den Befragungsräumen der Polizei erlebt hatte. Er erinnert sich an Geschichten, die er von Menschen gehört hat, die mit ihrer Vergangenheit nicht mehr zurande gekommen waren. Menschen, die aufgrund ihrer Kindheit, aufgrund der Gene, die ihnen auf den Lebensweg mitgegeben waren, zum Scheitern geradezu verurteilt waren. Menschen, die verloren hatten, weil sie zur falschen Zeit am falschen Ort geboren worden waren.

Was für eine Stärke musste in seinem Gegenüber von jungen Jahren an innegewohnt haben, um sich aus diesem Leben zu befreien. Und wie viel Glück muss ihm dabei zugleich beschieden gewesen sein.

„Maria war meine Rettung! Und das ist nicht übertrieben! Sie war etwas älter als ich, ging mit mir in eine Klasse und wohnte in unserer Nachbarschaft, obwohl ihre Familie in dieser trostlosen Siedlung so fremd wirkte ... Egal! Wir waren beide Außenseiter und hatten uns nicht zuletzt deshalb mit der Zeit angefreundet. Immer öfter verbrachten wir ganze Nachmittage gemeinsam, meist in den dunklen, abschreckenden Kellern der aus den 50er Jahren stammenden Siedlungshäuser. Ja wirklich: Wie Verbrecher mieden wir das Tageslicht, als täten wir etwas Unrechtes, indem wir uns gegenseitig Halt, Trost und Verständnis gaben.

Maria war irgendwann aufgefallen, dass ich mich morgens seltsam zu verhalten begann, wenn wir zur Schule gingen. Anders als während der Stunden, die wir zu zweit verbrachten. Und eines Tages sagte sie mir auf den Kopf zu, dass ich irgendetwas nähme, um die Zeit in der Schule zu überstehen. Nach langem Leugnen und nur dank ihrer Hartnäckigkeit gestand ich ihr, regelmäßig die Antidepressiva meiner Mutter zu schlucken. Maria war rasend vor Wut und wollte meine Mutter zur Rede stellen, wollte sie fragen, was ihr einfiel, mir das überhaupt zu ermöglichen – überleg mal! Sie war doch wie ich fast noch ein Kind und besaß dennoch schon die Vernunft und die Reife einer Erwachsenen. Maria – ohne sie, da bin ich mir sicher, wäre ich bei härteren Drogen gelandet als bei den Tabletten, und wer weiß, was dann aus mir geworden wäre.

Frag nicht, ein wie grausamer Kampf es war, und welche Qualen die folgenden Wochen und Monate für uns beide bedeuteten, aber mit Marias Kraft, dank ihrer Zuneigung und Hilfe habe ich es tatsächlich geschafft, von dem Zeug loszukommen.“

Erneut schweigt Bergner für einige Augenblicke, als tauche er ein in eine vergessene Zeit, und dann fährt er fort, noch leiser als zuvor. „Das, was Maria für mich getan hat, alles, was sie mir gegeben hat in unserer gemeinsamen Zeit, macht mein Verhalten an jenem einen verhängnisvollen Abend nur noch unverzeihlicher und unbegreiflicher. Pass auf, denn jetzt, jetzt komme ich zu dem, wovon ich dir bei unserem letzten Gespräch in dem Verhörzimmer erzählen wollte! Ich hatte Maria allein gelassen mit all den anderen, und dann war ich auch noch zu spät gekommen. Nicht wiedergutzumachen, auch heute nicht! Ich

weiß nicht, was mich in dem Moment geritten hatte, als ich beschloss, Maria in dem Rohbau zurückzulassen, mit den Heuchlern und Falschen, die mich gefeiert hatten wie einen Sieger. Es waren dieselben, die nur ein paar Jahre zuvor ‚Spring doch, spring doch‘ geschrien hatten und die bereit gewesen wären, mich aus dem Fenster zu stoßen. Mit denen saß ich zusammen und soff und lachte und hielt sie für Freunde! Und noch viel schlimmer: Wegen diesen ... diesen ... jämmerlichen Gestalten war ich zum Verbrecher, ja, fast zum Mörder geworden. Aber der Reihe nach:

Um endlich nicht mehr abseitszustehen, endlich einmal nicht der Schikanierte zu sein, war ich, hinter Marias Rücken übrigens, die diese Kerle aus tiefstem Herzen verachtete, bereit gewesen, jegliche Aufgabe zu erfüllen, um Mitglied einer der zahlreichen Siedlungsbanden werden zu können. Neben Maria gab es einen einzigen Mitschüler in meiner Klasse, der mir nicht übel gesonnen war, auch er ein Außenseiter, und, wer auch sonst, genau der war als Opfer für meine ‚Mutprobe‘ auserkoren worden.

Als ich ihn nach der Schule auf seinem Nachhauseweg abging, glaubte er wohl, von mir nichts befürchten zu müssen, blieb mit seinem Fahrrad neben mir stehen und stieg ab. Was für ein Fehler, was für ein Irrtum! Mein erster Hieb muss ihn härter getroffen haben als alle Bosheiten und Quälereien der anderen zusammen – denn von mir hatte er nichts dergleichen erwartet! Ich schlug ihn, ja, und ich war dabei brutaler als ich hätte sein müssen. Ich schlug noch auf ihn ein, als er bereits am Boden lag. Ich prügelte mich geradezu in einen Rausch, und ich weiß nicht, wie weit ich gegangen wäre, wenn mich nicht die Gemäßigteren aus der Gruppe, die uns inzwischen umringte, von ihm weggezogen hätten. Mir wird noch immer übel, wenn ich an die Szene denke, und ich verstehe auch heute nicht, was in mich gefahren war, so zu handeln!

Als ich Idiot Uhr, Fahrrad und einen Teil des Geldes meines Opfers bei der Bande abgeliefert hatte, ließ ich mich von ihnen als der große Held bejubeln. Und sie feierten mich, weil ich mit dem gestohlenen Geld die ganze Party schmiss!

Maria wusste nicht, was zuvor geschehen war, sie hatte keine Ahnung, dass ich diesen armen Kerl krankenhaushausreif geprügelt hatte – oder doch? Sie war jedenfalls später, viel später, zu der Feier gekommen – vermutlich hatte sie mich zuvor stundenlang vergebens an den Orten gesucht, an die ich mich zurückzog, wenn ich alleine sein wollte.

Sie saß abseits und fixierte mich schweigend, der personifizierte Vorwurf. Das machte mich wütend, einfach wütend, verstehst du? Man feierte mich, ich stand endlich einmal, ein einziges Mal, im Mittelpunkt, war Held, nicht Opfer, und was machte meine Freundin? Saß da, schwieg, starrte mich an und machte ein sauertöpfisches, vorwurfsvolles Gesicht!

Dass ich sie mit Missachtung strafte, mag vielleicht verständlich und nachvollziehbar sein. Aber dass ich sie nicht aufforderte, mit mir zu kommen, als ich die Feier frühzeitig verließ, war einer der schlimmsten Fehler meines ganzen Lebens, das kann ich dir sagen! Ich ließ sie einfach bei den anderen sitzen und fuhr nach Hause. Betrunkener und die Taschen voll gestohlenem Geld, das ich für mich behalten hatte, ohne dass es sonst jemand bemerkt hätte.

Bis heute ist es mir ein Rätsel, woher der Kerl damals so viel Geld gehabt hatte; es waren immerhin insgesamt mehrere Hundert Mark. Möglicherweise war er selbst in irgendwelche zwielichtige Geschäfte verwickelt gewesen, die es ihm verboten, Aufsehen zu erregen, indem er Anzeige gegen mich erstattet hätte. Ja, vermutlich war das der Grund, weswegen mein Überfall keine rechtlichen Konsequenzen für mich haben sollte. Und er, der von mir Verprügelte und Beklaute, verschwand sang- und klanglos von der Schule, aus der Siedlung und aus meinem Leben.

Meine Eltern verhielten sich wie immer, als ich die Wohnung betrat: Vater war besoffen, Mutter heulte – wahrscheinlich hatte er sie zuvor gerade verprügelt oder Schlimmeres. Auf jeden Fall war dieser Anblick nicht der Grund gewesen, weswegen ich nach Hause zurückgekehrt war. Ich hatte meinem Vater beweisen wollen, dass auch ich zu etwas fähig sei, wollte ihm zeigen, dass ich in der Lage wäre, mein Leben selbst in die Hand zu nehmen, indem ich ihm die Geldscheine unter die Nase hielt. Stattdessen kam es wieder einmal zu einem hefti-

gen Streit zwischen uns, in dessen Verlauf ich das erste und einzige Mal die Hand gegen meinen Vater erhob. Ich versetzte ihm einen Stoß gegen die Brust, nicht einmal mit großer Wucht. Aber mit meiner Gegenwehr hatte er nicht gerechnet und so stolperte er rückwärts, verlor den Halt und stürzte.

Mit seinem massigen Schädel krachte er gegen die schäbige Wohnzimmerschrankwand und irgendetwas knirschte fürchterlich. Danach herrschte Stille. In dem Moment, da ich ihn auf dem Boden liegen sah, endlich still, endlich friedlich, endlich nicht mehr gewalttätig, ja, als er endlich tot war, meine Mutter neben ihm, händeringend und stumm wie immer, da wurde mir schlagartig bewusst, dass ich Maria nicht hätte im Stich lassen dürfen, dort, im Rohbau, allein mit den anderen!“ Kurz blickt Franz Bergner auf, scheinbar überrascht, in welcher Umgebung er sich wiederfindet und dreht die leere Bierflasche zwischen seinen Händen, während ihm Jakob nach wie vor regungslos gegenüberübersitzt. „Kann ich bitte noch eins haben?“

Als ich an der finsternen Baustelle ankam, hörte ich sie schon: Eine überschnappende Stimme, die jemanden anfeuerte: ‚Los, gib’s ihr, mach sie alle‘, sowie ein Gemenge aus Feixen und Lachen. Dazwischen leiser, aber doch deutlich vernehmbar, Marias Flehen, sie sollten sie doch in Ruhe lassen.

Sofort war mir klar, was dort oben geschah, und ich war wie von Sinnen! Noch heute bin ich mir sicher, dass ich die beiden Kerle mit der Eisenstange erschlagen hätte, nach der ich griff, als ich die Treppe hinauf raste. Ich hätte sie umgebracht, ohne auch nur eine Sekunde zu zögern, wenn Maria sich nicht auf mich gestürzt und so zur Besinnung gebracht hätte.

Sie, die ich im Stich gelassen hatte, die wegen mir Opfer einer Vergewaltigung geworden war, sie hielt mich davon ab, mein Leben zu ruinieren, indem ich zwei andere Menschen umgebracht hätte. Immerhin: Bevor sie es hätte verhindern können, schlug ich das Knie desjenigen zu Brei, der sich gerade von Maria aufrichtete und sich die Hose hochzog, als ich den Raum betrat. Er schrie seinem Kumpel noch zu, sie sollten besser verschwinden, als ihn die Stange traf und sein hämisches Lachen in jämmerliches Geheule überging. Und ich schwöre dir: Jedes Mal, wenn ich an den Kerl dachte in all den Jahren, hatte

ich die Hoffnung, den einzigen Wunsch, er müsse sein ganzes restliches Leben lang höllische Schmerzen ertragen. Schmerzen wie die, die er Maria zugefügt hatte.

Ich würde jetzt gerne davon erzählen, dass ich Maria beistand während der Wochen, die folgten. Dass unsere Beziehung trotz oder wegen ihres Leids und meiner Schuld Bestand gehabt hätte, doch uns war keine weitere gemeinsame Zeit gegönnt. Ich weiß nicht einmal, was aus ihr wurde, denn bereits wenige Tage nach diesem Vorfall zog ihre Familie nach Norddeutschland und der Kontakt riss ab.“

Mit einem Ruck scheint Franz Bergner aus der Vergangenheit zu erwachen, mühsam kehrt er zurück in die Gegenwart.

„Verstehen Sie, dass ich diese Wahrheit Alexandra gegenüber niemals erwähnen konnte? Warum ich sie anlügen musste? Zwei Frauen, die ich liebe, zwei Menschen, die die Fähigkeit besitzen, mein Leben in die richtigen Bahnen zu lenken, und ich? Ich kann keine der beiden schützen! Es gelingt mir nicht, zu verhindern, dass ihnen Leid angetan wird! Beide werden Opfer einer Vergewaltigung! Wissen Sie, was das für mich bedeutet?“

Hans Jakob sitzt seinem Besucher gegenüber, schweigend und nachdenklich verdauend, was er soeben erfahren hat. Vermutlich hatte noch kein Mensch vor ihm zu hören bekommen, was Franz Bergner ihm in der letzten Stunde anvertraut hatte – zumindest nicht in dieser offenen, ungeschminkten Form. Was könnte, was sollte er dazu sagen? Gibt es eine Antwort, eine Erwiderung auf das Gehörte? Nach einigen Minuten des Schweigens räuspert er sich.

„Sie hatten es während ihres Berichts bereits begonnen – wollen wir es nicht ganz offiziell machen? Komm, bleib beim ‚Du‘! Ich denke, das passt zum heutigen Abend!“

Bergner erhebt sich steif, schüttelt sich, als wolle er eine Last von seinen Schultern abwerfen und streckt sich, geht auf Hans Jakob zu und reicht diesem die Hand.

„Vielen Dank, dass du mir zugehört hast! Es hat gut getan, mir all das endlich einmal von der Seele zu reden!“

Über die Vergangenheit zu sprechen ändert sie nicht, aber es erleichtert von Zeit zu Zeit. Und jetzt, fürchte ich, bräuchte ich noch etwas Bewegung und frische Luft, sonst mache ich gleich schlapp. Drei Bier – das bin ich nicht mehr gewöhnt, erst recht nicht um diese Uhrzeit. Und ob du es glaubst oder nicht, Hunger habe ich auch!“